

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: 208 (1935)

Artikel: Ein "Beruf" verliert an Rentabilität
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-657841>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der König schnappte nach Luft: „So seid ihr vier oder gar fünf gewesen, nacheinander hier im Saal!“ — „Ja, Majestät, und fünf von uns warten noch.“

Die Allerchristlichste Majestät von Frankreich wollte schon ein paar von der adeligen Gendarmenkompanie kommen und die Schweizer abführen lassen. Aber dann fiel ihm ein, daß er sich heute nicht ärgern wollte und daß er selbst der Blamierte sein würde, wenn es hieße, die Schweizergarden des Königs müßten hungern. So ließ er den roten Domino laufen und schickte einen Offizier mit zur Kaserne mit einem verflucht eifigen Gruß an den Kommandeur, der solle dafür sorgen, daß die Schweizer es nicht wieder nötig hätten, sich an der Hostafel heimlich durchzufressen.

Dann setzte er sich wieder neben die Pompadour, und das Fest ging weiter. Doch plötzlich fiel dem König der Gast ein, der ursprünglich im roten Domino gesteckt hatte: „Marquise, wer war es denn und was ist aus ihm geworden?“ Die geborene Poisson hob mit königlicher Gebärde den Kopf: „Majestät, es lohnt sich nicht, daß Sie den Namen des Schwachkopfes erfahren. Ich trage dafür Sorge, daß er seinen Rausch in der Bastille ausschläft und dort ein paar Wochen Zeit hat, sich zu überlegen, wie man sich an der Tafel des Königs zu benehmen hat.“

„Wundervoll!“ schmalzte der König anerkennend. Und dann genehmigte er in Bausch und Bogen die Pfründen, wie die Pompadour sie für ihre Günstlinge erbat. Dabei merkte er gar nicht, daß auf der Liste der Marquise auch einer stand, der nicht mehr im Saal war: der gefräßige Domino.

Das Geschenk.

„Warum hast du dich entlobt?“ — „Weil mir mein Bräutigam etwas geschenkt hat.“ — „Das ist aber ein komischer Grund!“ — „Hör' nur erst! Kürzlich standen wir vor einem Juwelierladen, und da sagte ich, er könnte mir auch mal was für meine Hände oder meinen Hals schenken.“ — „Und?“ — „Am nächsten Tag brachte er mir eine Schachtel voll Seife!“

Ein „Beruf“ verliert an Rentabilität.

Man hat das oft im Kino gesehen: Die traumzarte Lady, die eben noch dreißig Meter Filmband lang ihr Puppengesichtchen mit routinierter Nachlässigkeit gepudert hat, setzt sich eine Minute später mit kalter Ruhe vor den Steuerknüppel eines Sportflugzeuges und rast davon — möglichst im Schneesturm — über Meere und Kontinente, um den Verleumder ihrer Ehre mit dem Magazin ihres Brownings zu züchtigen. Oder auch: ER, der große Held, der Abgott aller Frauenherzen, läßt sich durch seinen messerscharf gezogenen Scheitel und sein unter die Nase gezirkeltes Schnurrbärtchen nicht beirren, er setzt in seinem kleinen Sportauto im Hundert-Kilometer-Tempo dem verwegenen Unterwelthäuptling nach, rammt auf offener Straße das Verbrecherauto, daß beide Wagen nur so durch die Luft wirbeln, zerrt — selbstverständlich unversehrt geblieben — den rucklosen Schurken aus dem Trümmerhaufen und übergibt ihn lächelnd der staunend herbeigeeilten Polizei.

Ja — —, so und nicht anders war das Leben! Wenigstens in einer einstmals beliebten Art von Sensationsfilmen, die sich das Kinopublikum aller Länder jetzt bis zum Überdruß sattgesehen hat.

Und diese Geschmackswandlung hat einem seltsamen Beruf entscheidend den Genickfang gegeben, den sogenannten „Doubles“. Man darf wohl als bekannt voraussetzen, daß niemand mehr der Meinung war, der „Held“ im Film sei Preistänzer, Boxmeister, Flugkünstler und Autozusammenstößer in einer Person gewesen. Er war höchstens das erste, für die anderen Spezialitäten, bei denen der gefeierte Star seine Knochen hätte zu Markte tragen müssen, mußte meistens die Filmgesellschaft sich ihre Leute halten. Diese Leute, die sogenannten „Doubles“, lebten davon, daß sie dem Star möglichst ähnlich sahen und sich für ihn in handlungsmäßig vorgeschriebene Situationen begaben, die jede Versicherungsgesellschaft berechtigt hätten, fristlos die Lebensversicherung aufzukündigen.

Einstmals, als die knalligen, nerventigelnden Situationen vor allem beim amerikanischen Kinopublikum besonders heiß gefragt waren, hatten



Flugzeugunfall auf dem St. Moritzersee.

die Doubles, sofern sie am Leben blieben, ein ziemlich auskömmliches Dasein. Die feste Taxe für die sehr beliebte Sensation, mit Vollgas in ein anderes fahrendes Auto hineinzubrausen, betrug 1500 Dollars. 500 Dollars brachte das „Umsteigen“ von einem fahrenden Zug auf den anderen, und ein simpler Fallschirmabsprung wurde noch mit 200 Dollars honoriert.

Das sind jedoch Preise aus dem Jahre 1926, aus der Zeit von Hollywoods größter Blüte. Inzwischen hat sich vieles ereignet. Aus Amerikas sagenumwobener Prosperität wurde nackteste Depression. Hunderte und Tausende zerbrochener Existenzen, die nichts, gar nichts mehr zu verlieren hatten, drängten sich zu dem halsbrecherischen Beruf eines Double. Wenn nicht das Leben, so erhielt man dort wenigstens den Tod bezahlt.

Aber die Filmgesellschaften mußten sparen, und außerdem war die Hochkonjunktur der reinen Sensationsfilme vorüber. Auch über einem Beruf, der nur ein Spiel mit dem Tode war, lagerten sich die schwarzen Schatten der Arbeitslosigkeit. Die Honorare der Doubles schrumpften auf Bruchteile dessen zusammen, was einstmals bezahlt wurde.

75 Dollars —, keinen Cent mehr gibt es heute für einen Fallschirmabsprung, obgleich bei solchen Absprüngen in Amerika jährlich zwanzig Doubles ihr Leben einbüßen. Gerade das Doppelte bringt der Sprung auf den fahrenden Zug ein, und für das Umsteigen vom Dache des fahrenden Zuges über die Strickleiter ins Flugzeug wird auch nicht mehr bezahlt. Verhältnismäßig „lohnend“ ist eigentlich nur noch der vorsätzliche Autozusammenstoß geblieben. Außer ein paar ge-

brochenen Rippen — wenn's gut gegangen ist — gibt es dafür noch 500 Dollars Entgelt.

Bettelpfennige sind es geworden, für die der „Mann im Schatten“ sein Leben aufs Spiel setzen muß, nur damit der sogenannte Held oder die sogenannte Heldin durch eine Kette aufregender und unwahrscheinlicher Sensationen glücklich zum vorschriftsmäßigen „happy end“ gelangen, und man kann das noch nicht einmal be- dauern.

Der amerikanische Sensationskitsch, der bedenkenlos Menschenleben zum Opfer nahm, um einem nicht minder bedenkenlosen Kinopublikum einen angenehmen Nervenkitzel zu bieten, mag ruhig und getrost bis auf das letzte Restchen aussterben. Die Filmtkunst wird um eine ganze Stufe gehoben sein, wenn eines Tages kein „Double“ mehr sein Leben zu riskieren braucht.

Amerikanische Kunst.

Drei amerikanische Maler erzählten sich von ihrer Arbeit. „Neulich“, sagte der eine, „neulich hab' ich ein kleines Holzbrett so täuschend marmoriert, daß es später, als ich's in den Fluß warf, sofort unterlief wie ein Stein.“

„Bah“, sagte der zweite, „gestern hing ich ein Thermometer an meine Staffelei mit der Polarlandschaft. Das Quecksilber fiel sogleich auf 20 Grad unter Null.“

„Das ist alles nichts, Boys“, bemerkte der dritte Maler. „Mein Porträt eines prominenten Newyorker Millionärs war so lebenswahr, daß es ... hm ... daß es zweimal in der Woche rasiert werden mußte.“

Anonymer Brief.

Ein bekannter Politiker empfing einen anonymen Brief. Darin stand weiter nichts als: „Lausejunge“. Der Empfänger besah sich das Malheur: „Ich bekomme viele Briefe ohne Unterschrift. Dies ist die erste Unterschrift ohne Brief.“

Freundinnen.

„Der Fritz gefällt mir soweit ganz gut, nur hat er so kleine Augen!“ „Deswegen kannst du ihn ruhig heiraten, nach der Hochzeit wird er schon große machen!“

Spiel mit Florence.

Kriminalskizze.

„Wollen Sie mir die Freude machen, morgen den Tee bei mir zu nehmen?“ Florence lächelte und sah den Fremden durch ihre langen Wimpern erwartend an.

„Sie sind sehr liebenswürdig, gnädige Frau.“

„Werden Sie kommen?“ — „Gern.“

Die Oper war zu Ende, und der Fremde begleitete Florence durch die Foyers. Ihre Bekanntschaft währte zwei Stunden. Er war nach dem ersten Akt in die Loge getreten und hatte sich einer schlanken, zarten Frau gegenübergesehen, in deren hellblondem Haar sich die Lichter der Bühne spiegelten. Ein herabgefallener Handschuh, eine Bitte um das Programm ergaben die ersten Worte. Die Pausen verplauderten sie im Halbdämmer des kleinen Salons, der ihre Loge abschloß. Er sprach über ihr Kleid, und sie fragte ihn nach den tausend Kleinigkeiten seines Berufes. Sie sprach von ihrer Einsamkeit, und er fragte sie nach den tausend Kleinigkeiten ihres Herzens. Als sich die Oper dem Ende näherte, küßte er leise ihre Hand. „Ich danke Ihnen für diesen Abend“, sagte er.

Sie lächelte: „Ich werde mich freuen, Sie morgen bei mir zu sehen.“

Robert Lederer fühlte, daß ein Mann ihm folgte. Als er sich von Florence verabschiedet hatte, war der Fremde aus dem Dunkel eines Hauses getreten und ihm nachgegangen. Zuerst glaubte Robert Lederer an einen Zufall. Aber der gleichmäßige Abstand, der zwischen ihnen blieb, obwohl der Weg der ursprünglichen Richtung oft entgegenlief, schloß die Möglichkeit eines Irrtums aus. Robert Lederer blieb plötzlich stehen, ging mit schnellen Schritten auf den Fremden zu und sprach ihn an: „Wollen Sie mir etwas sagen?“

„Ja.“

„Dann beeilen Sie sich!“

Der Fremde war einen Schritt zurückgetreten und schien von der schnellen Verfolgung, zu der er sich gezwungen gesehen hatte, erschöpft. „Sie sind morgen nachmittag von einer Dame zum Tee gebeten“, sagte er.